Ein glücklicher trauriger Ort

Jaywick an der Ostküste gilt als das verlorenste Dorf Englands. Während die Mittelschicht sich gern in TV-Shows über das Städtchen lustig macht, haben die Bewohner beschlossen, sich selbst zu retten.

Von Jonah Lemm, DER SPIEGEL, 23.01.2026

Viele Geschichten über Jaywick beginnen vor diesen drei Häusern im Osten des Dorfes. Wie ein Denkmal für die ewig wiederholten Klischees über diesen Ort stehen sie da, seit Jahren schon, obwohl sie aussehen, als könnte die nächste Böe sie zusammenkrachen lassen. Die Fenster sind ohne Glas, verrammelt mit Holz. Kleinwagengroße Löcher klaffen in der Fassade, dahinter Müllsackstapel. Die Dächer halb oder gleich ganz eingestürzt. Hundertfach müssen die drei Häuser schon fotografiert worden sein. Die Boulevardzeitungen zeigen sie gern. Auch die YouTuber, die ständig anreisen, um für ihre Follower ein bisschen Elend zu filmen. Später schreiben sie neben die Bilder Dinge wie: das »schlimmste Dorf Englands«, »Großbritanniens Slum« oder die »Hölle auf Erden«. Dafür kriegen sie Millionen Aufrufe.

Jaywick ist ein Küstenörtchen, knapp 100 Kilometer nordöstlich von London . Sein Name ist mittlerweile so sehr zum Synonym für Leid und Verwahrlosung geworden, dass manche Menschen im Rest des Landes mit »Oh, I'm sorry« antworten, wenn sie tatsächlich mal jemandem begegnen, der hier lebt. Ende Oktober hat das britische Wohnungsbauministerium den Ort einmal mehr zur »most deprived neighbourhood«, zum abgehängtesten, benachteiligsten, unterpriviligiertesten, man könnte auch sagen: absolut kaputtesten Fleck von England erklärt. Zum vierten Mal in Folge, seit 2010.

Hier leben angeblich die Verlierer, die 2016 mit ihren Stimmen den Brexit erst möglich machten, diese politische Lüge, dass sie plötzlich Gewinner sein könnten, wenn man Europa nur abstößt. Die auf Erlösung hofften und nun, zehn Jahre später, noch viel ärmer dran sind als vorher. 2018 machte ein Republikaner in den USA mit

einem Foto von einer Straße in Jaywick Werbung für Trumps Partei. »Nur du kannst verhindern, dass das Realität wird!« schrieb er darüber.

Fürchterlicher wird's nicht mehr. Das ist die Geschichte, die sich andere gern über Jaywick erzählen.

Aber da ist noch eine andere Wahrheit. Diese Geschichte über Jaywick beginnt gleich neben den drei Baracken, man muss nur ein paar Schritte weiterlaufen, um sie zu beobachten. Sie beginnt im Nachbarhaus, das immer gerade so nicht im Bild ist, in den Boulevardzeitungen und YouTube-Klickfallen. Sie beginnt mit Todesangst, Freundschaft und einem Schwamm.

IEDA UND JOHN

Hinter sauberen roten Ziegelsteinen liegt der Brooklands Community Shop. Eine Mischung aus Café und Supermarkt, der Lebensmittel mit Spendengeldern einkauft und sie zu günstigeren Preisen wieder verkauft. Hier können sich Leute, die sich sonst eigentlich gar nichts mehr leisten können, den Einkauf noch leisten. In den Regalen stehen aufgereiht Cornflakes, Kaffeefilter, eingelegte Oliven.

Es ist ein Donnerstag im Dezember, um kurz nach Mittag, da fällt hinter Kisten voll Blumenkohl und Auberginen ein Mann vom Stuhl. Eben hat er noch Zitronenkuchen mit einer Gabel von einem Teller geschaufelt und mit tiefer Stimme erzählt, von seiner Liebe zu diesem Dorf und seinen Bewohnern. Jetzt liegt er da, zwischen Tiefkühlpizza und Chickenwings, die Augen geschlossen.

Der Mann, grauhaarig und groß, heißt John, er ist 78 Jahre alt, er hat Krebs und noch so einige andere Krankheiten. Sie wissen das hier alle. Schon Tage davor hatte seine Ehefrau, eine Künstlerin namens Ieda, auf der Straße erzählt, es sei Zeit. Er gehe.

Jetzt, hier?

Iedas Augen sind aufgerissen, so weit, wie sie nur aufgerissen seien können, wenn man fürchtet, dass der Ehemann gerade vor einem auf dem Boden stirbt. Sie hockt sich neben ihn, ihr Oberkörper zittert, ihre Unterlippe auch, sie greift nach seiner linken Hand. Jemand schreit. Die Frauen, die den Community Shop ehrenamtlich betreiben, drehen John auf die Seite, fühlen seinen Puls. Der Dorfpfarrer, der gerade noch Kaffee

getrunken hat, springt auf und legt seinen Mantel über ihn wie eine Decke. Zwei Damen hängen ihre Jacken über die Gemüseregale, um die Sicht zu verdecken, für die Menschen, die noch vorn an der Kasse stehen, Zwiebelringe und Küchenrollen bezahlen.

John atmet. Eine Frau ruft den Notarzt.

10 Minuten, 20, 30. Der Krankenwagen kommt nicht. Die Frauen halten Wache vor dem Eingang. Sie rauchen und fluchen, auf den NHS, den National Health Service, und auf dieses verdammte Land, das sie hier vergessen zu haben scheint.

45 Minuten, eine Stunde, eine Stunde und 20 Minuten. Kein Krankenwagen.

Plötzlich öffnet John die Augen und spricht. Er sagt: »Es ist ganz schön stressig hier unten.« Er lacht. Sie lachen mit. Ieda, seine Ehefrau, dreht sich, ohne seine Hand loszulassen, zu einer Bekannten. Sie sagt: »Mir fällt da was ein, ich hab noch was für dich, in meiner Jackentasche.« Die Freundin greift in den braunen Mantel und zieht einen Schwamm heraus. So einen, in den ein lächelndes Gesicht eingestanzt ist. Die Freundin sagt: »Oh, danke, genau so einen wollte ich.« Ieda lächelt. »Wusste ich doch«, sagt sie. Schon seit ein paar Wochen habe sie den Schwamm mit sich herumgetragen.

In Jaywick, das ist die erste Erkenntnis, denkt man auch in den schlimmsten Situationen noch an seine Mitmenschen. Und sei es nur wegen eines Schwamms.

Nach anderthalb Stunden rollt der Krankenwagen um die Ecke. Die Sanitäterin fragt: »Viel los bei Ihnen heute Morgen?«

Als die Sanitäter John auf einer Trage hinausgebracht haben, der Krankenwagen langsam abbiegt, auf die Straße, die direkt an der Nordsee entlangführt, fragt man sich selbst in Jaywick zum ersten Mal, was das eigentlich bedeutet: »abgehängt«. Das Wort klingt, als stünde da jemand allein, weit weg vom Rest. Aber in Jaywick, dem angeblich abgehängtesten Ort Englands, das lernt man schnell, steht kaum einer allein.

Und doch wirkt Jaywick an diesem Mittag unendlich weit weg von den Designerwohnungen und den Bankenvierteln der Hauptstadt, eigentlich nur ein paar Stunden Fahrt entfernt. In Jaywick kann man beides beobachten, das England von früher, wie es im Osten Londons, in den alten Arbeiterbezirken, vor 30 Jahren gewesen

sein muss, eine Nachbarschaft, die sich umeinander kümmert, die sich hilft und sorgt. Und das England von heute, zehn Jahre nach dem Brexit. Ein Land, das mit sich selbst ringt, in dem die Wirtschaftsleistung leidet, in dem innere Krise auf innere Krise folgt und weder Labour noch die Tories eine Antwort zu haben scheinen für Menschen wie die in Jaywick, von denen manche auf das Heizen verzichten, um noch genug Geld für Essen zu haben.

Verbringt man einige Tage in Jaywick, besucht Bewohner zu Hause, geht mit ihnen auf ihre Feste, singt und trinkt mit ihnen, trifft man Menschen, die fröhlich sind und fast trotzig selbstbewusst.

»Dieser Ort wurde berühmt dafür, ein Scheißloch zu sein. Aber das ist er nicht. Er ist zwar nicht der beste Ort der Welt. Aber ganz sicher auch nicht der schlechteste«, sagt ein Betrunkener im Pub.

»Wir wollen keine Rettung, wir wollen nur Hilfe. Den Rest erledigen wir selbst«, sagt die Mitarbeiterin einer Lebensmitteltafel.

»Ich empfinde mehr für Jaywick als für die meisten Menschen. Und wenn Leute Jaywick respektlos behandeln, nehme ich das persönlich. Und ich sage: Fickt euch!«, sagt Danny und reckt den Mittelfinger in den blauen Himmel.

DANNY

Er johlt wie ein Indianer in einem Westernfilm. Er ruft seinen eigenen Namen, als moderierte er sich selbst an, in den Gassen dieses Ortes, in dem ihn sowieso jeder kennt. Er schreit: »Hier kommt Danny, eh, eh, eh!«

Und so steht man da, an einem anderen Tag, zwischen einem Fish-and-Chips-Restaurant und einer Kneipe, mitten auf der Hauptstraße von Jaywick, dem Broadway, neben Danny Sloggett, 50, einem Mann wie ein Yeti. Riesenhaft, bisschen gangstermäßig angezogen, dicke Halskette unter dem Poloshirt, Stimme wie ein Megafon, und fragt sich, wer diesen Typen morgens aufzieht.

Außer ihm sind nicht viele Menschen unterwegs. Manche winken ihm, manche flüchten vor ihm. Er grüßt sie alle, als »fucking legend«. Manchmal spuckt er, wenn er spricht, entschuldigt sich und sagt: »Sorry, ich werde wieder zu begeistert.«

Danny, könnte man sagen, ist eine Mischung aus Kümmerer und Maskottchen von Jaywick.

Schon als Jugendlicher hat ihn das Fernsehen, die BBC, dabei begleitet, wie er nach der Schule Arbeit suchte. Danach kamen Jahre voller Partys und Drogen, bisschen Gras, Pillen, Speed, so erzählt er es, achtmal Gefängnis. Irgendwann, sagt Danny, sei sein Vater zu ihm in den Knast gekommen und habe gesagt: »Danny, du Wichser, komm und arbeite mit mir.« Also wurde Danny Bauarbeiter. Heute scheint niemand im Ort so richtig zu wissen, womit er sein Geld verdient. Danny sagt, er habe ein zweites Haus, das er vermiete, und die Beach Bar am Strand, die er auch vermiete, für die er aber gerade keine Mieter finde.

Vor einigen Jahren war Danny auch einer der Protagonisten der Privatfernsehen-Serie »Benefits by the Sea«, was so viel bedeutet wie »Sozialleistungen am Meer«. Viele Menschen in Jaywick mochten »Benefits by the Sea« nicht, weil es der endgültige Auslöser all des Katastrophentourismus war, den heute die YouTuber betreiben. In »Benefits by the Sea« sah man in zwei Staffeln vor allem die Trinker, die Süchtigen und Komplett-Fertigen von Jaywick, die sich auf Kosten der Allgemeinheit wegdröhnen würden. Nach der Serie baten angeblich einige Bewohner die Royal Mail, den Namen des Dorfes aus ihrer Adresse zu entfernen.

Seit Jahrzehnten, auch das ist die Geschichte von Jaywick, schaut die britische Mittelschicht gern dabei zu, wie hier die Menschen abrutschen und scheitern. Es sind Sendungen wie Beruhigungspillen, um sich selbst zu versichern, dass es ihnen in den großen Städten besser geht. Es gibt in England einen Begriff für diese Art von Fernsehen: »Poverty Porn«. Armutsporno. Danny sagt: »Also wenn, dann ist Jaywick nicht das Vorspiel. Jaywick ist der verfickte Orgasmus.« Er meint das als Kompliment für seine Heimat.

Auch Danny mochte »Benefits by the Sea« nicht, aber er hat aus der Sendung eine Sache gelernt. Damals, als die Show gefilmt wurde, waren einige Straßen in Jaywick eher Matschpisten. Nach der Ausstrahlung kamen plötzlich Männer und gossen Asphalt darüber. »Also habe ich verstanden, wenn man etwas öffentlich anprangert, wird es repariert«, sagt Danny.

Deswegen filmt Danny seitdem so ziemlich alles, was er tut, und lädt die Videos ins Internet. Er läuft durch Jaywick und filmt sich und die Frau, die mit ihren Hunden Gassi geht. Er filmt sich am Strand. Er filmt, wenn jemand Ratten in seiner Wohnung hat. Manchmal über 20 Videos am Tag. In fast jedem brüllt er der Welt seinen selbst erdachten Slogan entgegen, wie einen Befehl: »Shine on!« Strahl weiter! Das hat er sich geborgt von Pink Floyd, »Shine On You Crazy Diamond«. Lieblingsband seiner Mutter, die starb, als er noch ein Junge war. Komplizierte Geschichte, wie vieles im Leben von Danny und sowieso den Menschen in Jaywick.

Die Traumatadichte hier, zweite Erkenntnis, scheint höher als in vielen Psychiatrien oder sogenannten Brennpunktvierteln einer Großstadt. Kaum jemand hier hat eine Biografie ohne Wunden. Fast alle kämpfen gegen die Schmerzen. Nicht jeder gewinnt. Auch Danny nicht.

Jetzt aber filmt er sich und einen kaputten Kühlschrank, der am Wegesrand herumliegt, er sagt in die Kamera: »So etwas zerstört unsere Stadt!« Nur die Frau mit der zerrissenen Kleidung, die wenige Meter weiter auf dem Bürgersteig kauert und von Polizisten kontrolliert wird, die hat er nicht gefilmt. Er tat so, als sähe er sie nicht. Danny sagt, er wolle Jaywick und seinen Ruf ja retten. Nicht weiter kaputt machen.

Dabei, sagen einige, tue er genau das, seit Jahren. Es ist Danny, der immer wieder die YouTuber und Journalisten durchs Dorf führt, seine »Danny-Show« abzieht, ihnen die Bilder liefert, die sie suchen. Kaputte Häuser, noch kaputtere Menschen. Er betont bei seinen Rundgängen zwar etwa 100-mal, dass Jaywick wirklich, ganz ernsthaft, das Allerbeste auf der Welt sei. Aber er ist auch vor der Kamera eben, wie er ist. Er verstehe nicht, sagen manche aus Jaywick, dass die YouTuber und Journalisten sich über ihn lustig machten. Danny sagt: »Die können meine Aussagen schneiden und mich nach Belieben schlecht dastehen lassen, aber ich werde trotzdem weitersagen: Shine on!«

Und vielleicht, denkt man, ist das manchmal das Problem.

Danny hat jetzt einen pinken Plüschstuhl auf dem Kopf. Gestern habe er bei Facebook gefragt, ob jemand einen übrig hätte für seine zweijährige Tochter. Innerhalb

von fünf Stunden habe sich eine Nachbarin gemeldet und ihm diesen hier geschenkt. »Das ist Jaywick!«, ruft Danny. Er trägt den Stuhl nach Hause wie eine Trophäe.

Jedes Haus hier, sagen sie in Jaywick, war mal der Traum von jemandem. Nur wurden die nie dafür errichtet, dass Menschen hier dauerhaft leben, im Hochwassergebiet. Der Ort entstand Ende der 1920er-Jahre, als Teil der »Plotland«-Bewegung. Arbeiter aus London konnten sich für wenig Geld ein kleines Stückchen Land an der Küste kaufen und dort Ferienhäuschen bauen, oft mit kaum mehr als zwei Zimmern, ohne Elektrizität. Nach dem Zweiten Weltkrieg zogen viele von ihnen dauerhaft in ihre Hütten, weil ihre Wohnungen in der Stadt ausgebombt worden waren. In den 1970ern wollten Politiker Jaywick plattwalzen lassen wie viele andere Ferienhaussiedlungen, doch die Bewohner wehrten sich vor Gericht. Sie wollten bleiben, obwohl ihre Straßen immer noch keine Kanalisation hatten, obwohl es keine Industrie gab, obwohl Jahre zuvor bei einem legendären Nordseesturm mindestens 35 Menschen gestorben waren.

Es gibt in Jaywick eine lange Tradition, anders zu sein und stolz darauf.

Man sieht die Überreste dieser Geschichte, viele Häuser sind einstöckig, sie sehen aus wie Bungalows in einem Center Parc, die zu lange nicht mehr renoviert wurden. Es gibt Ortsteile ohne befestigte Straßen.

Als 1983 noch das Butlin’s schloss, ein großes Ferienressort im Nachbarort Clacton, und damit auch die Cafés, Spielbuden und Tanzklubs, gingen die meisten der wenigen Jobs in Jaywick verloren. Heute soll es im Dorf noch 325 Arbeitsstellen auf 5319 Einwohner geben. 62 Prozent der Bevölkerung von Jaywick bekommen irgendeine Form von Sozialhilfe.

Viele in Jaywick hoffen darauf, dass die Urlauber wiederkommen. Danny träumt von einem Disneyland, wo einst das Butlin’s war, von einem Jachthafen, in dem David Beckham anlegt.

Nur kommt kaum noch jemand, nicht David Beckham, nicht Disney, nicht die Städter. Dafür sind die Easyjet-Flüge nach Spanien zu billig. Stattdessen kamen mit den Jahren die Menschen, die sich das Leben in London nicht mehr leisten konnten.

»Müllhalde für die Armen« nannte eine große britische Zeitung die Städtchen an den Küsten einmal.

2018 schickten die Vereinten Nationen einen Sonderberichterstatter für Armut unter anderem nach Jaywick. Er zitiert danach in seinem Bericht den Philosophen Thomas Hobbes: Die ärmsten Menschen Großbritanniens führten ein Leben, das »einsam, arm, grausam, brutal und kurz« sei.

Wenige Menschen in Jaywick kennen wohl diesen Uno-Bericht. Oder Hobbes. Aber viele würden ihm ganz sicher widersprechen. Grausam? Brutal? Einsam?

So etwas kann nur jemand behaupten, der noch nie gesehen hat, wie Bewohner in Jaywick Essen an eine Straßenecke stellen, damit es ein anderer, der es dringender braucht, später mitnehmen kann. Der noch nie bei der wöchentlichen Strickgruppe war, beim Gemeinschaftsmittagessen, beim Boule, beim Country Dance, bei den Kunstausstellungen und Modeschauen, die sie hier veranstalten, mit Gemälden, Gedichten und selbst geschneiderter Kleidung von Anwohnern. Beim »Jaywick Sands Happy Club«, den Danny seit Jahren in der Kirche abhält. Es ist eine Art monatlicher Zusammenkunft, für alle aus dem Ort, die ein bisschen meckern oder einfach mal wieder ihre Wohnung verlassen wollen.

In einem der Pubs, in dem die Männer Spitznamen haben wie »Lord Flatulenz« und mit den Barkeepern Dialoge führen wie diesen:

Barkeeperin: »Ich trinke nicht mehr.« Mann: »Ich trinke auch nicht mehr. Aber weniger trinke ich auch nicht.«

Beim Karaoke, das es an fast jedem Abend irgendwo in Jaywick gibt, liegen sich spätestens dann alle in den Armen und schreien gemeinsam alte Lieder.

Dirty old town

Dirty old town

Dirty old town.

Man kann in Jaywick den Eindruck bekommen, in diesem kleinen Dorf gibt es mehr zu unternehmen als in vielen Großstadtvierteln in Deutschland. Es ist ein glücklicher, trauriger Ort.

BOBBIE-JEAN

Zwölf Kinder warten vor dem hölzernen Gartentor, sie rennen auf der Straße umher, krächzen und quieken. Dahinter blinken Hunderte Lichter, flattern aufgeblasene Rentiere, es ist kurz vor Weihnachten. Plötzlich, da, auf der Straße, sieben Menschen in Kostümen. Ein Schneemann, die Eisprinzessin, der Grinch, eine Elfin, ein Nussknacker, der Weihnachtsmann und seine Helferin. Die Kinder grölen, das Gartentor geht auf. Sie rennen hinein in die »Christmas Grotto«, was in Großbritannien so etwas ist wie eine völlig überdekorierte Weihnachtswunder-Erlebniswelt. Es ist ein guter Ort, um der Realität zu entkommen.

Danell Dreelan und ihre Tochter Bobbie-Jean haben das alles gebaut, hinter ihr Haus, zwei Monate lang, aus alten Autoreifen, Zelten, Lametta. Sie haben Geschenke besorgt und unter einen Baum gelegt. Jetzt dürfen die Kinder von Jaywick kommen und sich etwas vom Weihnachtsmann wünschen, sie stehen Schlange vor der kleinen Gartenhütte. Bobbie-Jean, 19 Jahre alt, sitzt in roter Weihnachtsrobe darin. Ein kleiner Junge, gehüllt in eine Decke, tritt hinein. Sie lächelt ihn an. »Was wünscht du dir dieses Jahr vom Weihnachtsmann?«, fragt sie.

Der Junge lächelt zurück. Er dürfte kaum älter sein als Sonny.

Sonny ist Bobbie-Jeans kleiner Bruder, Danells Sohn. Während die Kinder warten, liegt er in seinem Bett, nur ein paar Meter entfernt von der Blinklichter-Weihnachtswelt.

Mit Sonny fing alles an.

Sonny wurde mit einem Herzfehler geboren. Die Ärzte glaubten nicht daran, dass er überlebensfähig sei. Vor wenigen Tagen war sein neunter Geburtstag. Es geht ihm schlecht. Er kann schwer atmen, kaum laufen. Er brauche, sagt seine Mutter, ein neues Herz. Sonny hat schon eine Liste geschrieben mit Dingen, die er noch erleben will. Schwimmen lernen. Ganz allein ein Fahrrad fahren. Weihnachten nicht im Krankenhaus verbringen. Eine Nachricht von Dolly Parton bekommen.

Jeden Morgen, erzählt die Mutter, sitze sie so lange im Haus, bis Sonny sie rufe. Erst dann betrete sie sein Zimmer. Sie traue sich nicht, vorher hineinzugehen. Sie habe Angst, dass sie die Tür öffne und er tot daliege.

Auch Sonny kennen sie alle in Jaywick. Immer wieder muss er operiert werden, die Leute kommen dann im Pub zusammen, in dem Sonnys Mutter kellnert. Er heißt: Never Say Die. 200 Leute an den Tischen, die auf einen Anruf aus dem Krankenhaus warten. Beim letzten Mal, als alles gut gegangen war, als Sonny einmal mehr überlebt hatte, erzählt die Mutter, habe sie das Dorf durch den Hörer jubeln gehört. Sie riefen seinen Namen: Sonny, Sonny, Sonny!

Sonnys Schwester, Bobbie-Jean, sagt, nachdem ihr Bruder geboren wurde, fing sie mit dem Trinken an, um zu vergessen. Da war sie zwölf. Wenig später kamen ihr und ihrer Tante, nur ein paar Jahre älter als sie, eine Idee. »Sonny's Army«, eine Stiftung, eigentlich dafür gedacht, Angehörigen von schwer kranken Kindern zu helfen, mit Notfallpaketen für Krankenhausbesuche. Sie erzählten ihren Lehrern davon. Die hätten gesagt, so erinnert sie sich: Ihr kommt aus Jaywick, das schafft ihr niemals. Sie hätten, sagt Bobbie-Jean, das Logo für die Stiftung auf den Rücken ihrer Schulbücher gemalt, ein gebrochenes Herz mit einem Pflaster darüber. Dafür hätten sie nachsitzen gemusst.

Man fragt sich, wenn man solche Geschichten hört, ob die Menschen von Jaywick in ihrem Leben nicht allein dadurch schon benachteiligt sind, dass man sie seit Jahren so nennt.

Mittlerweile ist »Sonny's Army« zu einer großen Selbsthilfegruppe für Jaywick geworden. Die »Christmas Grotto« machen sie seit ein paar Jahren, sie kochen Weihnachtsessen für bedürftige Familien, sie richten auch die jährliche »Miss Jaywick«-Wahl aus. Wenn sie davon erzählen, klingen diese Schönheitswettbewerbe auch wie eine Rehabilitierungsmaßnahme für Problemmädchen. Die Regel ist, dass die Teilnehmerinnen seit zwei Jahren keinen Ärger mit der Polizei gehabt haben dürfen. Die letzte Miss Jaywick, erzählen sie, hatte drei Vorstrafen wegen schwerer Körperverletzung. Jetzt mache sie eine Ausbildung zur Friseurin. Das ganze Jahr über touren sie mit ihren Schönheitsköniginnen durch die Gegend, um in Benimmwettbewerben gegen ihre Nachbarorte anzutreten. Sie gewinnen oft.

Die Mädchen aus Jaywick, feiner als der Rest.

Früher, in der Schule im Nachbarort, sagt Bobbie-Jean, habe sie vor den Mitschülern gelogen, darüber, wo sie herkommt. Sie habe die Sprüche über Jaywick nicht mehr ertragen. Die Nachfragen: Hast du schon mal eine Schießerei gesehen? »Es war die größte Demütigung«, sagt sie.

2025 wurde Bobbie-Jean zur »Queen« von Jaywick ernannt. Sie trägt dann Kleid, Diadem in ihrem blonden langen Haar und eine Schärpe, auf der der Name ihrer Heimat gedruckt ist.

In der Gartenhütte denkt der Junge mit der Decke noch darüber nach, was er sich nun vom Weihnachtsmann wünschen soll.

Irgendwann sagt er zu Bobbie-Jean: »Einfach irgendwas.«

Es gibt eine Frage, die über Jaywick schwebt, wie ein großes Rätsel: Warum scheint niemand von außen den Menschen hier helfen zu wollen?

In der Untersuchung des Ministeriums, die Jaywick zum vierten Mal als abgehängteste Nachbarschaft des Landes ausgemacht hat, geht es um Kategorien wie Einkommen, Arbeitslosigkeit, Ausbildung, Gesundheit, Kriminalität, Lebens- und Wohnbedingungen. Also: um so ziemlich alles.

Jaywick ist ein Dorf wie eine einzige Non-Profit-Organisation. Der Ort, glaubt man manchmal, existiert nur noch, weil sich seine Bewohner die ganze Zeit versuchen, selbst zu retten. Mit Lebensmitteltafeln und Spendengalas, bei denen sie ein paar Hundert Pfund zusammenkratzen.

Bobbie-Jean und ihre Mutter erzählen, sie bekämen keine Mittel vom Staat für ihre Stiftung. Auch die Damen aus dem Community Shop sagen, sie erhielten keine Unterstützung. Danny bekam für seinen »Happy Club« mal 500 Pfund im Jahr, sagt er, aber auch die gibt es seit ein paar Monaten nicht mehr. »Ich dachte: Gut, dann muss ich wenigstens nicht mehr die Schwänze der Politiker lutschen«, sagt Danny. Man hört die Bitterkeit in seiner Stimme.

Auf die Frage, warum sie hier glauben, dass es kaum staatliche Zuschüsse gibt, erzählen die Menschen vor allem Gerüchte über angeblich korrupte Politiker, die sich wahlweise alles selbst einstecken oder in die falschen Projekte investieren würden.

Und irgendwann reden alle über den Sunspot.

Der Sunspot ist ein »Market & Event Space«, das aussieht wie ein riesiger Container. Im Innern gibt es ein Sonnenstudio, einen Friseur, ein Bistro. Vor knapp drei Jahren wurde das Gebäude an den Strand gebaut, für mehr als fünf Millionen Euro. Es ist Teil eines großen Investmentplans für Jaywick, der insgesamt fast 150 Millionen Euro kosten soll. Es gibt bereits Stadtplanerzeichnungen vom Jaywick der Zukunft. Es sieht aus wie Rotterdam, man sieht auf den Modellen Fahrradfahrer und Markstände am Straßenrand. Im Jaywick von heute sieht man selten Fahrradfahrer. Höchstens Senioren auf elektrischen Rollstühlen, die am Sunspot vorbeirattern.

Ein Architekturkritiker nannte den Sunspot »ein neues Wahrzeichen«. Menschen aus Jaywick nennen ihn einen »Schandfleck«. Viele hätten das Geld lieber für andere Dinge ausgegeben. Überwachungskameras zum Beispiel. Ständig liegt in Jaywick Müll am Straßenrand herum, Bettgestelle, Waschmaschinen, Bretter, von denen man nicht weiß, wer das alles dort abwirft. Manche glauben, hätten sie Überwachungskameras, wäre zumindest das Problem gelöst. Sie wollen keine neuen Fahrradwege, keine erhöhten Schutzmauern gegen den steigenden Meeresspiegel. Sie wollen ihr Jaywick, nur halt mit weniger Verfall.

Nur, so einfach ist es nicht.

Ein Lokalpolitiker erzählt: Es gebe im Moment ein Programm, bis zu 20.000 Pfund für jedes Geschäft, um die Ladenfronten und Schaufenster zu erneuern. Erst ein Drittel des Geldes sei abgerufen worden. Der Mann sagt: »Wenn man den Menschen in Jaywick einfach so Geld gibt, denken sie sofort, es sei Betrug.«

Man fragt sich in diesen Momenten, ob es vielleicht nicht nur die bösen Politiker sind, sondern ob die Menschen in Jaywick sich nicht manchmal auch selbst unten halten, mit ihren Entscheidungen. 70 Prozent der Menschen hier haben für den Brexit gestimmt. »Das Versprechen damals war, dass es uns allen besser gehen wird«, sagt eine Frau in einer Lebensmitteltafel. »Die Wahrheit ist: Uns geht es noch viel schlechter.« Trotzdem haben sie acht Jahre später, 2024, nicht irgendeinen Politiker als ihren Repräsentanten ins Unterhaus gewählt. Sie wählten Nigel Farage , für Reform UK. Das Gesicht des Brexits.

Obwohl Farage dafür eintritt, Sozialleistungen massiv einzukürzen.

Obwohl Farage Klimaschutzmaßnahmen abschaffen will, die Jaywick gut brauchen könnte, um nicht in ein paar Jahren vom Meer verschluckt zu werden.

Obwohl Farage sich erst einen Monat vor der Wahl entschied, überhaupt anzutreten, und dafür einen Mann aus Jaywick dessen Posten räumen ließ. Einen Mann, dessen Biografie eigentlich klingt wie ein Versprechen darauf, dass selbst das hoffnungsloseste Leben nicht verloren ist. Er heißt Tony Mack, er sei mal Taxifahrer in London, Alkoholiker und drogensüchtig gewesen, kurz obdachlos, erzählt er. Mittlerweile ist er trocken, clean und Psychotherapeut.

Fragt man unter den Bewohnern herum, will seit der Wahl niemand Farage in Jaywick gesehen haben. Schlecht spricht trotzdem kaum jemand über ihn. Nicht wenige von ihnen sagen, sie hätten Farage wegen seiner Migrationspolitik gewählt. Weil er Massenabschiebungen fordert und die »Inhaftierung aller illegalen Migranten«. Viele Menschen in Jaywick können sich sehr gut über Ausländer aufregen.

Es gibt in Jaywick quasi keine Ausländer. 97 Prozent der Einwohner sind ethnisch weiß. Es gibt den Betreiber des Pub Broadway Club, der einen indischen Namen hat. Wenn er seinen Laden betritt, jubeln die Männer an der Theke, er schüttelt all ihre Hände. Wenn es spät wird und alle zu betrunken sind zum Fahren, so erzählt man sich, chauffiere der Pub-Betreiber die Trinker auch mal in seinem Auto nach Hause.

Es gibt auch ein Video, das unter den Bewohnern in Jaywick kursiert. Es ist mit künstlicher Intelligenz erstellt. Darin sieht man ein Boot mit Flüchtlingen, das am Strand ankommt. Die Flüchtlinge lesen auf einem Schild, wo sie gelandet sind: in Jaywick. Sie schreien vor Angst: »Jaywick?! Oh no«, drehen um und treiben zurück auf den Ärmelkanal.

Jaywick, der Ort, an dem selbst Flüchtlinge nicht leben wollten. Das ist der Witz.

LINDA

An einem Montag läuft eine kleine Frau mit blonden Strähnchen in den Haaren vorbei an Tischen voller Pints und greift sich das Karaokemikrofon. Sie wippt ihren Körper nach links, wieder nach rechts, wieder nach links, sie starrt auf den Bildschirm,

auf dem der Songtext läuft, obwohl sie jeden Abend dasselbe Lied singt. »Cry to Me« von Solomon Burke.

Die Frau heißt Linda McGarry, 76, und sie war mal eine kleine Berühmtheit. Zusammen mit ihrem Ehemann Pete und ihrem Sohn George war sie über Jahre Teil von »Gogglebox«. Einer TV-Show, deren Konzept es ist, Familien zu filmen, die Fernsehen gucken und das Programm kommentieren. Sie wirkten darin wie die heilste aller Familien.

Pete ist 2021 an Krebs gestorben. Der Sohn George, ein Elektriker, vor zwei Jahren. Während der Arbeit fiel er vom Dach. Linda wurde vor vier Jahren mit Parkinson diagnostiziert.

When you're waiting for a voice to come

In the night, but there's no one

Don't you feel like crying?

Wenn du auf eine Stimme wartest, in der Nacht, aber niemand da ist, musst du dann nicht weinen?

George war Lindas einziges Kind. Und doch war er es nicht. Jahrzehntelang war sie auch Pflegemutter. Mehr als 100 Kinder hat sie bei sich aufgenommen. Zuletzt Jungen aus Afghanistan oder junge Kurden. Sie seien bei ihr angekommen, ohne Englisch zu sprechen, erzählt Linda. Sie zeigte ihnen Hühnchenfleisch, sagte: »Das ist Hühnchen«, und wackelte dabei mit den Armen. Sie ließ sie auf ihrem Teppich beten und kochte spät in der Nacht für sie, wenn Ramadan war. Sie kann Geschichten davon erzählen, wie schlecht manche Menschen hier diese ausländischen Jungen behandelten, wie Verkäuferinnen ihnen im Laden einfach die Ware hinschmissen. Dann werden ihre Augen ganz klein, dann sieht man darin ihre Wut.

»Ich glaube, wir sollten sehr dankbar dafür sein, wo wir geboren sind«, sagt Linda.

Diese Jungen, sagt Linda, würden sie bis heute Mama nennen. Den letzten von ihnen fragte sie, als ihr Sohn George starb: »Was soll ich nur tun?« Er habe geantwortet: »Du musst durchhalten, Mama. Ich habe meine ganze Familie verloren.«

Sie sitzt jetzt wieder, der Song ist vorbei. Sie sagt: »Und deswegen komme ich her, zum Karaoke, fast jeden Tag. Was soll ich sonst tun? Rumsitzen und weinen?«

Weinen und sich seinem Schicksal ergeben, das ist die letzte Erkenntnis, scheint für niemanden in Jaywick eine Option zu sein.

Nicht einmal für Danny. Erst recht nicht für Danny.

»HAPPY CLUB«

Er sitzt am Kopf einer langen Tafel, um ihn herum elf Männer und drei Frauen. Sie sprechen darüber, wie sie das Unkraut vom Strand wegbekommen und wer, bitte, die Matratze entsorgt, die irgendwer in die Gedenkstätte für die Flutopfer von 1953 geworfen hat. Danny filmt, natürlich, und sagt: »Lasst uns ›Shine on‹ sagen.« Alle rufen: »Shine on!«

Vor nicht einmal einer Stunde saß Danny, der Mann mit der Megafonstimme, dem nie die Gedanken auszugehen scheinen, noch in seinem Wohnzimmer und war plötzlich ganz still. Gerade hatte ihn wieder jemand angerufen und wollte, dass er irgendein Problem in Jaywick löst. Irgendetwas mit Katzen in einer Wohnung, Danny hat nur halb hingehört. Als er aufgelegt hatte, sagte Danny: »Manchmal möchte ich nur abhauen.« Man dachte kurz, jetzt passiert's: Jetzt verschlucken all die Krisen dieses Dorfes auch noch ihn, Danny, den Jaywick-ist-der-beste-Ort-der-Welt-Aktivisten. Jetzt kommen ihm die Tränen.

Aber dafür hatte er keine Zeit. Er musste zum Supermarkt, Lebensmittelspenden abholen.

Es ist der erste Donnerstag im Monat. Es ist »Happy Club«. Es ist ein bisschen wie Stadtratssitzung auf Kokain. Jeder darf kommen und von seinen Sorgen erzählen, der Mann, der gerade in seinem Auto lebt, genauso wie die Frau im Rollstuhl. Danny schreibt alles mit, in einen Collegeblock, und schickt später das Protokoll an die Bezirksverwaltung mit der Bitte, die Sachen doch mal anzugehen. Zum Abschluss gibt es Bingo.

An dem langen Tisch schlägt ein Mann jetzt vor, in den Sunspot ein »Tech Hub« zu bauen. Er hat schon Schilder ausgedruckt, auf denen »Silicon Beach« steht, und

Mails geschrieben an Menschen aus dem Silicon Valley in Kalifornien, um nach Geld zu fragen. »Glaubt ihr, die Idee ist zu verrückt?«, fragt der Mann.

»Ich glaube, man muss verrückt sein, um normal zu sein«, sagt Danny.

In Jaywick stimmt das auf jeden Fall.